

Hjalti Danielsson

EVE

Das brennende Leben

Buch

Sie sind die unsterblichen Kapselpiloten – jene Männer, die das intergalaktische Sternenreich zusammenhalten. Doch durch ihre Unsterblichkeit haben sie sich der übrigen Menschheit entfremdet. Sie sind kühl und berechnend – manche sagen auch kalt und skrupellos –, und überall schlägt ihnen nur Hass und Abscheu entgegen.

Drem allerdings hat tatsächlich allen Grund, die Kapselpiloten zu hassen, denn bei einem Angriff auf die Kolonie, auf der er gearbeitet hat, wurde seine Familie getötet. Auch Ralea hasst die Unsterblichen. Aber mindestens ebenso sehr hasst sie sich selbst. Sie hat früher für die Kapselpiloten gearbeitet, hat ihnen Aufträge verschafft, und ist dafür gut bezahlt worden. Doch bei diesen Aufträgen sind unzählige Menschen gestorben. Drem will Rache, Ralea Erlösung. Aber wie will man sich an einem Unsterblichen rächen? Wo kann man Erlösung finden, wenn man für den Tod von abertausend Menschen verantwortlich ist?

Drem und Ralea müssen entdecken, dass ihre Schicksale eng miteinander verwoben sind – und mit den Plänen der Schwestern von EVE, einer menschenfreundlichen Organisation, die auf allen bekannten Welten verbreitet ist. Doch wohin ihre Suche sie letztlich führen wird, können sie noch nicht einmal ahnen ...

Autor

Hjalti Danielsson ist der Chefautor für die Geschichte des Computerspiels EVE und schrieb bereits mehr als sechzig Kurzgeschichten, die im EVE-Universum spielen. *Das brennende Leben* ist sein erster Roman.

HjalTI Danielsson

EVE

Das brennende Leben

Aus dem Englischen
von Helga Parmiter

blanvalet

Die englische Originalausgabe erschien 2010
unter dem Titel
»EVE – The Burning Life« bei Gollancz, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe März 2011

Copyright © der Originalausgabe by CCP hf. 2010

The EVE logo, EVE and EVE ONLINE are
trademarks or registered trademarks of CCP hf.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe by

Blanvalet in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München,

unter Verwendung einer Vorlage

von © www.keevildesign.co.uk; Illustration © CCP

Redaktion: Werner Bauer

UH · Herstellung: sam

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-26753-8

www.blanvalet.de

**Für Hanne, die bei mir war, und
für Ingvar, der immer für mich da ist.**

Prolog

Der Aufenthaltsraum der Station war fast leer. Man hörte nur das leise Summen der Generatoren in der Ferne und unregelmäßige Vibrationen, wenn ein Raumschiff aus dem nahegelegenen Raumhafen ablegte. Durch die riesigen Panoramafenster sah man hin und wieder, wie sich ein Transportschiff in Warp-Position brachte. Glitzernd wurden die Sonnenstrahlen von den Metallhüllen reflektiert.

Der einzige Insasse des Aufenthaltsraums saß regungslos da und starrte hinaus auf die Schiffe und die Sterne in dem dunklen All dahinter. Es handelte sich um einen alten Mann mit strähnigen grauen Haaren. Größe und Gewicht waren durchschnittlich; alles in allem war er jemand, den man nach einer Begegnung sofort wieder vergaß. Sein Name war ein Allerweltsname. Es gab nur sehr wenige Spuren von ihm im Stationslog – und auch die würde er schnell beseitigen können, sollte er einmal nachweisen müssen, dass er nie auf dieser Station gewesen war.

Leise Schritte waren zu hören. Jemand schlenderte von der anderen Seite des Aufenthaltsraums her auf ihn zu.

Dann erklang hinter ihm die Stimme eines viel jüngeren Mannes: »Danke, dass Sie sich Zeit für mich nehmen.«

Er drehte sich um. Der Besucher trug einfache, aber den-

noch stilvolle und aufwändig geschneiderte Kleidung, wie es sich für jemand, der in der Verwaltung einer gewaltigen Raumstation arbeitete, gehörte.

Der ältere Mann nickte ihm zu. »Ich war ohnehin in der Gegend. Wenn Sie irgendwelche Probleme haben, werde ich tun, was ich kann. Ich vermute allerdings, dass ich bereits weiß, worum es geht.«

Der junge Mann sagte: »Es ist wieder geschehen. Diesmal sind es Tausende.«

Der ältere Mann seufzte.

»Das muss aufhören«, fügte der jüngere hinzu.

»Wir müssen vorsichtig sein. Auf die richtige Gelegenheit warten«, erwiderte der alte Mann.

»Wir können nicht ewig warten.«

»Wir haben unsere Fühler nach Leuten ausgestreckt«, sagte der Alte.

»Es gibt bereits viele Pläne ...«

»Pläne sind leicht gemacht und können im Keim erstickt werden. Wir brauchen die richtigen Leute, die auch wirklich etwas Nachhaltiges bewirken können.«

Der junge Mann atmete tief durch. Worte waren sehr mächtig und mussten sorgfältig gewählt werden. »Wir arbeiten für dieselbe Sache. Sie wissen, dass ich daran nie zweifeln würde. Aber es ist frustrierend. Es ist so wahnsinnig frustrierend. *Tausende* – und das nur heute.«

Der alte Mann nickte mitfühlend. Er schaute wieder durch das Panoramafenster auf die unzähligen Sterne, die in der Ferne funkelten. »Es wird sich etwas finden«, sagte er, »Und sobald das der Fall ist, wird sich alles ändern.«

»Das muss es auch«, bekräftigte der junge Mann und wandte sich zum Gehen. »Denn solange wir das Problem nicht in den Griff bekommen, ist jedes verlorene Leben eine Verschwendung sondergleichen.«

TEIL 1

LEBEN

1. Kapitel

»Wir werden den Körper in uns aufnehmen und sein Blut heiligen, auf dass er wiedergeboren werde.«

Es schien, als ob die Luft aus der Wohnung abgesaugt und gegen gasförmiges Formaldehyd, das alles und jeden in Stasis versetzte, ausgetauscht worden war. Die Teilnehmer hatten kleine Gruppen gebildet. Die Männer standen herum und starrten grimmig schweigend den Boden an, die Frauen hingegen saßen, weinten und trösteten sich gegenseitig. Man befand sich in der Wohnung eines jungen Mannes. Sie war kaum mehr als eine Art Studio mit einem angrenzenden Schlafzimmer. Die Tür, die ins Schlafzimmer führte, stand einen Spalt weit offen.

Drem Valate war vollkommen von seinen Gefühlen übermannt und fühlte sich wie ein Schlafwandler. Er ging zu seinen Großmüttern und umarmte beide. Jede von ihnen trug eine Halskette, an der eine winzige goldene Phiolen hing; beide fingerten unaufhörlich daran herum. »Wir werden ihn in uns aufnehmen, Lieber«, stammelten sie mit zitternder Stimme. »Wir werden ihn in unseren Schoß aufnehmen und sein Blut zu dem unseren machen.«

Das war ein altes Gebet der Sani Sabik, das in schweren Zeiten gesprochen wurde. Sie murmelten es wie eine endlose Litanei. »Wir werden den Körper in uns aufnehmen und sein

Blut heiligen, wir werden ihn aufzehren, bis er verschwunden ist, und seine Seele wird wiederauferstehen.« Sie weinten nicht, weil sie zu alt und erschöpft waren, dennoch tropften die Worte geradezu aus ihren Mündern.

Drem ließ sie los und schaute sich im Zimmer um. Er vermied es immer noch, die halboffene Tür anzusehen. In der Kolonie brach der Morgen an. Die Leute hielten sich von den Fenstern fern, als ob der Rote Gott höchstpersönlich kommen würde, um sie mitzunehmen. Durch die Fensterscheiben sah Drem, wie die ersten kalten Strahlen der am nächsten gelegenen Sonne über die Kuppel der Kolonie glitten.

Er fragte sich kurz, ob er herumlaufen und mit jedem sprechen sollte, wusste aber, dass es letztlich das Unvermeidliche nur hinauszögerte. Er ging zur Schlafzimmertür, öffnete sie, atmete einmal tief ein und ging hindurch.

Drinnen war es dunkel, und die Luft war noch schwerer. Die Vorhänge waren zugezogen. Es gab nur wenig Dekoration: einige Pflanzen in versiegelten kleinen Glaskugeln und ein paar Holoposter an den Wänden, die ständig wechselnde Weltraumbilder zeigten. In der Ecke stand dunkel und still eine unauffällige Maschine. Ein Gewirr aus Kabeln und Schläuchen war kreisförmig zusammengelegt und an ihrer Seite aufgehängt worden. Drem fand, dass der Anblick dieser Maschine noch eher den Tod heraufbeschwor als der tote Körper auf dem Bett. Man starb nicht dann, wenn die Zeit gekommen war, sondern wenn das Leben sauber verpackt worden war.

Sein Bruder hatte diese Maschine gebraucht. Er war nicht daran festgekettet gewesen, sondern hatte sie nur zweimal am Tag für ein paar Minuten angeschlossen. Ansonsten hatte er ein ziemlich normales Leben geführt. Drem hatte ihm dabei geholfen, für ein tragbares Modell zu sparen. Es gab nur noch sie beide; ihre Eltern waren vor Jahren bei einem Bluternte-Ausflug gestorben.

Jetzt, da er genauer darüber nachdachte, wurde Drem klar, dass es nur noch ihn gab.

Er setzte sich auf die Bettkante und schwieg lange. Dabei starrte er unverwandt die Maschine an. Seine Finger gingen allerdings auf die Reise zu der Leiche seines Bruders. Sie hielten dessen schwere Hände, streichelten seine kalten, eingefallenen Wangen und strichen langsam durch sein lebloses Haar.

Am liebsten hätte Drem geweint, doch er konnte es nicht. Er wollte schreien, aber auch das konnte er nicht. Er wollte, dass Leip noch lebte; er wollte sich vorstellen, dass aufgrund irgendwelcher Ereignisse das Ganze hier nicht der Realität entsprach. Aber all diese Gedanken waren höchst diffus, und er war zu betäubt, um daran festzuhalten. Er wusste, ein Teil von ihm hatte begriffen, dass sich alles verändert hatte. Dieser Teil hatte einen grundsoliden Damm errichtet, um die Flut aufzuhalten. Es würde keine richtige Trauer geben, bevor nicht alles vorbei war. Erst musste Leip ausgeblutet und die Rituale vollendet werden.

Drem saß dort, bis von draußen Geflüster an sein Ohr drang. Er erhob sich, küsste seinen Bruder auf die Stirn, verließ das Zimmer und überließ einer seiner Großmütter seinen Platz. Das Licht vor den Fenstern war angenehmer als die Trostlosigkeit im Haus. An und für sich machte die Anwesenheit eines Toten Drem nichts aus, aber die ungeheure, stille Trauer, die er auf allen Gesichtern sah – und die wahrscheinlich seine eigene widerspiegelte –, wurde allmählich unerträglich. Er ging hinaus in den Hof und atmete die Morgenluft tief ein.

Es war noch früh. Am Himmel waren immer noch die Spuren des nächtlichen Schiffsverkehrs zu sehen. Die Kolonie befand sich auf einem Mond, der den nur spärlich besiedelten Planeten unter ihnen umkreiste. Einerseits diente sie als Anlegehafen für eingehende interstellare Lieferungen; andererseits setzte man hier verschiedene technische Errungenschaf-

ten zusammen, die vom Planeten heraufgeschickt wurden und für Ziele irgendwo im Weltraum bestimmt waren. Drem war in einem anderen Teil der Kolonie aufgewachsen, der näher an der vorgelagerten Landebasis lag. Dort hatte er sich an die geräuschlosen Erschütterungen gewöhnt, die Raumschiffe verursachten, wenn sie im Dunkeln starteten. Im Winter hatten er und Leip manchmal noch lange am Fenster gesessen, obwohl sie längst im Bett hätten liegen sollen. Sie beobachteten die waldenden Rauchwolken, während die täglichen Rohstofflieferungen für den Flug hinunter zum Planeten vorbereitet wurden. Drem und Leip schauten sich an, grinsten und drückten dann gleichzeitig ihre Handinnenflächen fest auf die Fensterbank. Einige Sekunden später kam dann bei ihnen die geräuschlose Vibration des Abflugs an, die von der luftleeren Landebahn durch das Metall der Kolonie und das Gestein des Mutterasteroiden weitergetragen wurde. Sie pflanzte sich durch das Atmosphärenschild und den Untergrund fort, lief die Wände der Häuser hinauf und weiter bis in die Knochen ihrer Hände. Wie verrückt hatten die beiden Jungen gekichert ...

Drem rieb sich die Augen und merkte, dass er weinte.

Jemand näherte sich ihm und räusperte sich leise. Drem sah auf. Vor ihm stand ein Mann mittleren Alters mit grauem Bart und grauen Haaren, der die vertraute rotschwarze Robe der Blutentleerer trug. Sie waren eine Kombination aus Gesetzeshütern und religiösen Führern der Sani Sabik. Egal, ob man einen Priester oder einen Polizisten benötigte, man suchte einen Blutentleerer auf. Sie übernahmen den Vorsitz über religiöse Zusammenkünfte, traten als Hebammen und Beerdigungsunternehmer auf, und es war ein alter Witz, dass man im wahrsten Sinne des Wortes vom ersten bis zum letzten Atemzug von Blutentleerern überwacht wurde.

»Sei begrüßt, Vater«, sagte Drem gepresst. Er machte sich nicht die Mühe, die Tränen von seinem Gesicht zu wischen.

Der Blutentleerer setzte sich neben ihm ins Gras. »Sei begrüßt, mein Sohn. Ich bin Bruder Theus. Ich habe gehört, dass es in diesem Hause einen Verlust zu beklagen gibt.« Seine Lippen zeigten ein wohl dosiertes Lächeln, das von unzähligen Falten in seinem Gesicht festgehalten wurde. Die tiefe Betroffenheit war durchzogen mit Erfahrung. Drem wagte nicht, darüber zu spekulieren, wie viel davon echt war und nicht auf jahrelanger Übung im Umgang mit Trauer beruhte. Dennoch fand er sie beruhigend und war dem Mann dankbar.

»Mein Bruder«, sagte Drem. »Er starb offensichtlich letzte Nacht im Schlaf. Er war ... nun ja, ich weiß es nicht.« Er seufzte und sah zum Himmel auf. »Er hatte unter anderem einige Schwierigkeiten durch seine Krankheit. Aber nichts, das so etwas hervorrufen würde.«

»Krankheit?«, fragte Theus.

»Sabiks Sepsis. Sie war nicht schwerwiegend, aber sie hat eine Menge Probleme mit sich gebracht, die uns Kopfzerbrechen bereiteten. Leip hatte einen Blutreiniger, den er zweimal täglich benutzte. Das hat auch geholfen. Aber man kann nicht so krank sein wie er und dann darauf hoffen, unbeschadet davonzukommen.« Dann hörte er, was er da gesagt hatte. »Oder überhaupt davonzukommen«, fügte er seufzend hinzu.

»Es ist immer schwer, wenn ein Kind die Familie verlässt«, sagte Theus.

»O nein, er war erwachsen. Nicht alt, er war in den Zwanzigern«, erwiderte Drem.

»Dein Bruder hatte eine *dauerhafte* Blutvergiftung?«, fragte der Priester. Es war weniger eine Frage als beinahe eine Verurteilung. Die Sorgenfalten im Gesicht des alten Mannes wurden tiefer. Jetzt fand Drem sie nicht mehr so tröstlich.

»Gibt es ein Problem?«, fragte er den Priester.

»Ich muss hineingehen, mein Sohn, und die Familie aufsuchen. Bist du der nächste Verwandte des Verstorbenen?«

»Ja, Vater, das bin ich.«

»Dann werden wir reden müssen.«

Am nächsten Tag begab sich Drem mit einem Kopf voll düsterer Gedanken zum Haus seiner Großmutter, um dort mit der Familie die Totenwache zu halten. Den ganzen Tag über würden Menschen kommen und gehen. Sie mussten einen jungen Mann beerdigen und – wie Drem herausgefunden hatte – ein schreckliches Problem lösen.

Das Haus roch süßlich nach Gewürzen und Blumen, die zum Lufttrocknen ausgelegt waren. Derutala, die von der Familie Granny Deru genannt wurde, hatte den ganzen Tag über gebacken und gekocht. Drem vermutete, dass sie einfach etwas zu tun haben wollte. Als er hereinkam, befand sie sich in der Küche. Sie war schwer beschäftigt mit dem Backofen. Nur sie konnte ihn bedienen, ohne den Inhalt zu verbrennen. Alles hier bestand aus Stahl und Geduld, einschließlich Granny Deru.

Drem ging hinüber ins Wohnzimmer. Sein Cousin Vonus war dort, stand neben einem Regal und betrachtete die metallischen Bilderrahmen. Vonus' Frau saß neben ihm in einem Sessel und hielt ihren Säugling in den Armen. Sie waren nur wenig älter als Drem und bauten sich gerade ihr Leben auf.

Am anderen Ende des Zimmers stand ein Mann, den Drem bisher nur selten gesehen und auch nicht erwartet hatte: Dakren, der Bruder seines Vaters. Ein sehr alter Mann mit grauem Haar und grauen Augen.

Der Säugling gurgelte glücklich. Drem lächelte ihn an. Seine Mutter lächelte zurück, aber ihre Stirn zeigte tiefe Sorgenfalten.

Vonus sagte: »Wie geht es dir, Drem?« Er sprach mit der leisen Stimme, die man für Traumatisierte reservierte, so als ob Schallwellen diese zerbrechen könnten.

»Mir ging es schon besser, danke«, sagte Drem. »Und dir?«

Vonus nahm sich Zeit, um sich seine Antwort zurechtzule-

gen. »Den Umständen entsprechend, obwohl ich keine Ahnung habe, was in den letzten Stunden passiert ist.«

»Hat der Priester auch mit dir gesprochen?«, fragte Drem.

Vonus zögerte und sah seine Frau an. Sie nickte. »Ja. Ich glaube, er hat mit den meisten von uns gesprochen, die vor Ort waren.«

Drem sah zu den Bilderrahmen, die Vonus betrachtet hatte. Sie waren eine Großfamilie, was in einer Arbeiterkolonie nicht ungewöhnlich war. Ihre kleine Gemeinschaft saß auf einem Felsen, der in den Tiefen des Weltraums schwebte und auf dem es nichts Natürliches gegeben hatte: keine Atmosphäre, kein fließendes Wasser, keine geothermische Wärme und kein Leben. Es hatte lange gedauert, bis man diesem Ort eine gewisse Bewohnbarkeit verliehen hatte. Man musste nur einen Blick durch die Kuppel werfen, um sich darüber klar zu werden, dass diese Existenz nur an einem seidenen Faden hing. An einem Ort wie diesem klammerten die Menschen sich an alles, was auch nur annähernd Sicherheit und Trost vermittelte. Dadurch erhielten sie das Gefühl, das eigene Leben zu meistern. Das war ein guter Nährboden für starken Glauben, manchmal übermäßigen Alkoholgenuß und viele Kinder.

»Ich habe auch mit ihm gesprochen«, sagte Drem. »Sogar zweimal. Zuerst gestern Morgen, als er kam, um uns über den Tod meines Bruders hinwegzuträsten. Dann noch einmal heute früh, als er mir sagte, was das für mich und diese Familie bedeutet.«

Er warf Dakren einen Blick zu. Dieser äußerte sich nicht. Drem fuhr fort: »Leip litt an einer ganz bestimmten Blutkrankheit. Sie ist selten, aber nicht unbekannt. Es ist allerdings ungewöhnlich, dass sie bis ins Erwachsenenalter anhält. Normalerweise beginnt sie sich schnell zurückzubilden, wenn man vier Jahre alt ist; bei Eintritt der Pubertät ist sie dann endgültig verschwunden. Das war bei meinem Bruder nicht der Fall.«

Die kleine Familie saß da und schwieg eisern. Drem fuhr fort: »Als die Diagnose bei ihm gestellt wurde, fanden wir heraus, dass er – zusätzlich zu den anderen Leiden, die diese Krankheit ihm brachte – nicht in der Lage war, Blut zu spenden, das für Rettungsmaßnahmen oder rituelle Zwecke benötigt wird. Wären wir immer noch im Imperium der Amarr, hätte das keine Rolle gespielt.«

Vonus und seine Frau zuckten zusammen. Die Erwähnung der alten Welt, die ihr Volk vor langer Zeit – lange vor der Geburt jedes Einzelnen im Raum Anwesenden –, verlassen hatte, fiel immer noch schwer. Die Gründe für den Exodus waren kompliziert und hatten Wunden bei beiden Lagern hinterlassen, die trotz des Extremismus der Blood Raiders – der Blutjäger – immer noch in vielen Grundfragen des Glaubens übereinstimmten.

»Er wäre wie jede andere Person, die an einer dauerhaften Krankheit leidet, behandelt worden – nicht mehr und nicht weniger. Aber wir sind die Sani Sabik. Wir verehren das Blut. Wir haben Schiffe dort draußen, die in unserem Namen die Himmel überfallen. In den Imperien benutzen sie uns als Monster, um Kindern Angst einzujagen.«

Drem streckte seine Hand aus und nahm einen kleinen Bilderahmen vom Regal, der etwas abseits der anderen stand. Darin wechselten sich Bilder seines Bruders ab; ein lächelndes Gesicht ging in ein anderes über. »Scheinbar ist es für ein Mitglied der Sani Sabik ein Frevel, wenn ein Erwachsener vergiftetes Blut in sich trägt. Allein der Gedanke steht in absolutem Widerspruch zu den Gesetzen des Roten Gottes. Ich dachte, ich wüsste viel über die Regeln meiner Fraktion, aber *das* wusste ich nicht.«

Er strich sanft mit seinem Daumen über das Bild, stellte den Rahmen zurück ins Regal und wandte sich wieder seiner Familie zu. »Leip kann nicht beerdigt werden. Man kann ihn so lange wie nötig in Stasis lassen, denn wir Sani Sabik sind ja

wunderbar in der Lage, Menschen *frisch* zu halten.« Er spie die Worte beinahe aus. »Aber er kann nie beerdigt werden. Es sei denn, wir überzeugen wie durch ein Wunder die Kirche, seinen Namen ins Buch der Toten zu schreiben. Die einzige andere Möglichkeit wäre, seine Existenz auszulöschen, als ob er niemals gelebt hätte. Alle Aufzeichnungen über sein Leben würden, soweit das möglich ist, vernichtet. Als der Priester mir das mitteilte, war ich zu betäubt, um überhaupt zu antworten. Das nahm er zum Anlass, um obendrein noch auf diesen ganzen ekelhaften Misthaufen zu pissen.«

Drem musterte Vonus' Kind. »Bis diese Angelegenheit erledigt ist, können keine Kinder der Familie mehr in den Schoß der Gemeinschaft aufgenommen werden. Nicht einmal dieses hübsche kleine Ding.«

Er kniete sich hin, streichelte den Kopf des Kindes und lächelte. »Bis das Leben meines Bruders ausgelöscht wurde«, sagt er so sanft, als ob er ihm eine Gute-Nacht-Geschichte zum Einschlafen vorlas, »wirst du einfach nicht existieren. Du wirst nicht zur Schule gehen, du darfst nicht im Krankenhaus aufgenommen werden und du wirst von den Kirchen ausgeschlossen. In ihren Augen wirst du nicht einmal einen Namen haben.«

»Drem ...«, sagte Vonus.

Drem stand auf und sah seinen Cousin an. »Die Erwachsenen sind relativ sicher. Ihre Rechte werden nicht beschnitten. Die Kirche weiß, dass es dann einen Aufstand gibt. Stattdessen verfolgen sie die Kinder. Die Blutjäger kennen die Schwächen der Leute und wissen, dass euch das gegen mich aufbringt.« Er lächelte schwach. »Versteh mich nicht falsch. Wenn ich könnte, würde ich diesen Priester umbringen. Ich würde ohne zu zögern zu ihm und seinem verständnisvollen Lächeln mit den Sorgenfalten hingehen und ihm einen Nagel so tief ins Auge stoßen, dass der nicht nur sein Hirn, sondern auch die aller anderen Geistlichen der Sani Sabik durchbohrt.«

Hinter sich hörte er ein entsetztes Keuchen von Vonus' Frau. Er drehte sich zu ihr um. »Aber aus leicht nachvollziehbaren Gründen kann ich das selbstredend nicht tun. Ich kann eigentlich gar nichts gegen all das hier tun. Es gibt natürlich spezielle Bedingungen für diejenigen mit Geld und Verbindungen, aber wir haben beides nicht. Die einzige Möglichkeit, die mir bleibt, ist, Leip von der Liste streichen zu lassen. Entweder das, oder jedes weitere Kind dieser Familie wird zu einem Ausgestoßenen.«

Er setzte sich auf den Boden. »Hat euch der Priester das auch gesagt?«, fragte er das Paar.

Vonus räusperte sich. »Er sagte, dass es da ein Problem geistlicher Natur gibt und dass wir dich davon überzeugen müssen, die richtige Wahl zu treffen. Er erwähnte auch die Abfindung für die Streichung.«

»Die man mir als Ausgleich für den Verlust meines Bruders bezahlt, oder für das halbe Leben, das die Sani Sabik ihm zugestehen. Sie würde sogar reichen, damit ich dieser Kolonie den Rücken kehren und den Erinnerungen entkommen könnte, die ich hier im Boden verrottend hinter mir lasse.«

»Wirst du darüber nachdenken?«, fragte Vonus' Frau, ein wenig zu laut. »Wirst du es bitte in Erwägung ziehen?«

»Nein«, sagte Drem. Er sah, wie ihr die Tränen in die Augen schossen, und sah fort. Schloss die Augen und strich sich mit der Hand darüber.

»Was brauchst du?«, fragte eine gedämpfte Stimme von der anderen Seite des Raumes her.

Dakren war nur selten bei Familientreffen anwesend. Er arbeitete eng mit den Blutjägern zusammen. Dabei handelte es sich um eine Sekte der Sani Sabik, deren Mitglieder den größten Teil ihres Lebens im Weltraum verbrachten. Sie spürten Ungläubige auf, griffen sie an und ernteten ihr Blut für verschiedene Zwecke wissenschaftlicher oder liturgischer Natur. Dieses

Leben war äußerst lukrativ und brachte viel Ehre, aber auch nicht gerade wenig Irrsinn mit sich. Man hatte Drem erzählt, dass Dakren seine Eltern in diese Erntemissionen verwickelt hatte. Auf irgendeinem dieser Ausflüge in die Tiefen des Alls hatten die Opfer sich gewehrt. Alle Schiffe der Blutjäger, die an diesem Unterfangen beteiligt waren, wurden vernichtet. Seitdem hatte Dakren nur noch selten mit Drem gesprochen.

Jetzt sah Drem ihn an. »Ich brauche für meinen Bruder eine Beerdigung und eine Zeile im Buch der Toten. Ich brauche Geistliche, die seinen Aufstieg genehmigen. Und ich brauche das Gefühl, einem Priester eine reinzuhauen, aber das kann warten.«

Dakren grinste ihn verhalten an. »Ich kenne das Gefühl, sich das Wohlwollen der Geistlichen erschleichen zu müssen. Der traditionelle Weg wäre, den Blutjägern einen besonderen Dienst zu erweisen. Man kann es aber auch mit beträchtlichen Geldsummen erreichen.«

»Da ich beides nicht tun kann, hat sich das für mich erledigt«, sagte Drem. »Soweit ich weiß, muss dieser Dienst aus etwas bestehen, das ausdrücklich den Sani Sabik als Volk zugutekommt. Es kann sich um ein wertvolles Stück Technologie handeln oder einen diplomatischen Dienst zugunsten unserer Fraktion, oder etwas, das vielen unserer Leute das Leben rettet. Wahrscheinlich hat derjenige, der den Blutreiniger erfunden hat, mit Glanz und Gloria bestanden«, setzte er in bitterem Ton hinzu.

Dakren schwieg. Drem beobachtete ihn aufmerksam und sagte dann: »Ich habe wieder und wieder versucht, einen Ausweg zu finden. Ich habe noch nie in meinem Leben so scharf über etwas nachgedacht.« Dann fragte er den alten Mann: »Hast du eine Idee, wie das zu bewältigen wäre?«

»Eine schwierige Angelegenheit ist das, wirklich«, sagte Dakren und sah aus dem Fenster.

Drem seufzte, stand auf und verließ den Raum.

Er wollte das Haus verlassen, fürchtete aber, dass man ihm das so auslegte, als würde er seine Familie im Stich lassen. Er wollte nicht noch an weiteren unvorhergesehenen Ereignissen zusätzlich zu ihren Sorgen schuld sein. Außerdem hatte er Angst, dass er, wenn er jetzt mit diesem Gefühl fortging, einfach weiterlaufen würde, bis er die Kolonie und dieses Leben hinter sich gelassen hätte. Dann war sein Bruder nur noch ein Name, der auf einer Liste durchgestrichen wurde. Also ging er zu seiner Großmutter.

Granny Derus Küche war klein, wirkte aber vergleichsweise groß. Sie war immer der hellste Ort im Haus und fühlte sich wie der wärmste an. Nichts hier diente allein der Dekoration; hier wurde jeder Gegenstand benutzt. Dieser Ort schien den Geist der Leute, die ihn aufgesucht hatten, in sich aufgenommen zu haben. Der Raum wirkte lebendig. Es schien, als ob er leise atmete. Außerdem waren die Gerüche von gutem Essen und Backwerk hier verewigt.

Granny selbst stand am Küchentresen und verzierte einen Kuchen mit dunklen Beeren. An der Wand vor ihr hing eine lackierte, hölzerne Gedenktafel, auf der eine große Phiole befestigt war. Die Phiole selbst war aus Gold, und an ihren Seiten liefen silberne Tropfen herunter; an der Seitenwand hing eine Stickerei. In roten Buchstaben auf weißem Grund war zu lesen: »Babys brauchen Blut«. Granny Deru summte vor sich hin. Drem kannte das Lied aus seiner Kindheit. Er räusperte sich.

»Oh, hallo, mein Lieber«, sagte sie, als ob er gerade für einen Besuch angekommen wäre und sich nicht einfach nur von einem Zimmer ins andere begeben hätte. »Wie kommst du zurecht?«

»Weiß nicht genau«, sagte Drem. »Bin immer noch auf Autopilot. Wage es nicht, anzuhalten und nachzudenken.«

Sie warf ihm einen Seitenblick zu. »Ich habe bereits einen Enkel verloren, mein Lieber, und ich will nicht, dass sich ein anderer völlig verausgabt. Sprich mit deiner Großmutter. Jetzt!«

Drem lehnte sich gegen die Wand, ließ den Kopf hängen und zwickte sich in den Nasenrücken. »Ich weiß, Gran, ich weiß. Aber alle sind noch geschockt, die Geistlichen haben Mist gebaut, und wenn ich jetzt anfangen, diesen Wirrwarr an Gefühlen in mir zu entknoten, dann werde ich damit nicht so schnell wieder aufhören, glaube ich.«

Deru platzierte die letzte Beere, wischte sich die Hände ab und stellte den Kuchen in den Kühlschrank. Dann holte sie eine große Schüssel und einige große Kästen hervor. Sie öffnete jeden Kasten und wählte Kekse verschiedener Größen und Formen aus. Dann legte sie diese in Mustern in die Schüssel. »Wir sind in einer fiesen Situation, mein Lieber. Hast du schon mit Dakren darüber gesprochen?«, fragte sie, ohne ihn anzusehen.

»Das habe ich.«

»Und was hat er gesagt?«

»Als ich ihn fragte, ob er helfen kann, sagte er nein.«

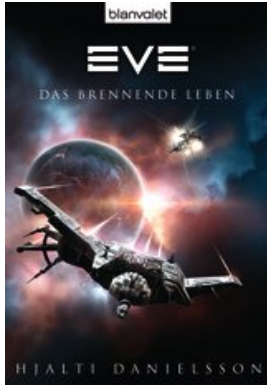
»Ach, wirklich? Das ist aber sehr schade«, sagte sie recht unbekümmert.

Drem schaute seine Großmutter, die in der Küche herumwirtschaftete, scharf an. »Ja, Gran, das ist es.«

Sie hatte die Keksdosen bis auf eine weggeräumt, als seine Entschlossenheit ins Wanken geriet. »Also gut, Gran. Erklär es mir.«

Granny Deru sah ihn an und lächelte ihr altvertrautes Lächeln. »Ich kenne die Männer dieser Familie, Drem. Die meisten kenne ich, seit sie mit aufgeschürften Knien und verheulenden Augen in genau diesem Raum gestanden und um Kekse gebettelt haben. Sogar an dich kann ich mich erinnern. Und jetzt sieh mal, was aus dir für ein entschlossener, junger Mann geworden ist.«

Bevor Drem antworten konnte, fuhr Gran fort: »Dakren war auch einmal ein Junge, genau wie du. Aber das ist lange her,



HjalTI Danielsson

Eve

Das brennende Leben

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-26753-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: Februar 2011

Eine überwältigende Space-Saga für alle Leser von Star Wars

Es sind die unsterblichen Kapselpiloten, die das intergalaktische Sternenreich zusammenhalten. Doch ihre Unsterblichkeit hat sie der Menschheit entfremdet. Ihre kühle Berechnung wird meist für kalte Skrupellosigkeit gehalten, und überall schlägt ihnen nur Hass und Abscheu entgegen. Doch kaum einer hasst sie so sehr wie der Kolonist Drem, der Vergeltung will für die Ermordung seiner Familie durch die Kapselpiloten. Aber wie rächt man sich an Unsterblichen ...?



[Der Titel im Katalog](#)